Magische Pilze und Pilzzeremonien

Von Sigrid Knecht

Mit 1 Abbildung

Auf meiner Studienreise durch Mexiko und Guatemala konnte ich in einem mazatekischen Dorf der Sierra Madre (im Staate Oaxaca, Südmexiko) einer eigenartigen Zeremonie mit „heiligen Pilzen" beiwohnen.

Herrn Prof. D. Sodi vom Instituto Indigenista Interamericano (Mexico D. F.) verdanke ich den Hinweis auf die neuerdings entdeckten indianischen Pilzzeremonien, einem aus vorkolumbischen Zeiten stammenden, höchst merkwürdigen „Kult", der noch heute in abgelegenen Gebirgsgegenden des Staates Oaxaca in Südmexiko bei den Mazateken ausgeübt wird. Um diesem im „Fortschritts"sinn „unterentwickelten" Indianerstamm staatliche Entwicklungshilfe zu geben, wurde kürzlich nach Huautlá (Adlerhorst) de Jiménez (1800 m) eine Straße gebaut und dort ein Instituto Nacional Indigenista (INI) gegründet, dessen Direktor mir freundlicherweise den Besuch bei einer mit Pilzen heilenden Indianerin vermittelte, einer „Chiné" (sprich tschiné = mazat. „Zauberin", wörtl. „achtunggebietende Person").

A. Geschichtliches

Der Gebrauch von pflanzlichen Zauberdrogen zu kultischen Zwecken ist uralt und bei den Indianern Mexikos weit verbreitet gewesen. In den Werken der neuspanischen Chronisten des 16. und 17. Jahrhunderts, besonders des Mönches Bernardino de Sahagún und Dr. Francisco Hernadez' (des Leibarztes Philipps II.), sind über 1000 mexikanische Heil- und Rauschpflanzen beschrieben, u. a. „göttliche Pilze", deren Genuß die „Gabe verleiht, mit den Göttern zu sprechen". Die Azteken verabreichten bei ihren Festessen zusammen mit Honig und Kakao „teonanácatl" (aztek. „göttliches Fleisch"), einen berauschenden Pilztrank, der „wieder jung macht, besser sehen, hören und lieben läßt". Nach einem Zustand von Euphorie und orgiastischer Ausgelassenheit folgte meist eine typische „Katerstimmung", die bei zu reichlichem Pilzgenuß die Berauschten häufig zum Selbstmord trieb, wie es bei der Krönungsfeier von Moctezuma (auch Montezuma) II. (1502) geschehen sein soll. Zeichnungen in den mexikanischen Codices und Skulpturen aus der Zeit des alten Mayareiches lassen vermuten, daß die „heiligen Pilze" eine hohe kultische Bedeutung hatten.

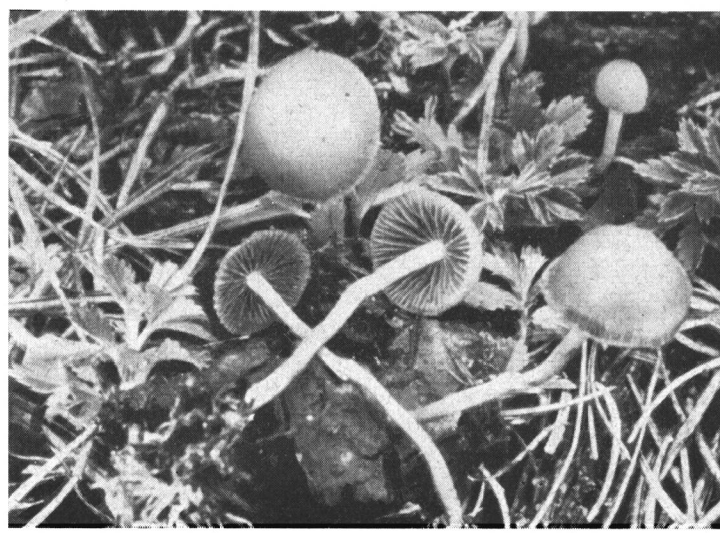
Nach der spanischen Eroberung versuchte die katholische Kirche, den „heidnischen Pilzkult" auszurotten. Die Indianer behielten jedoch ihre alten Bräuche in christlicher Umdeutung bei: In nächtlichen Geheimzeremonien verabreichte ein „Brujo" (Zauberer, priesterlicher Magier) am Hausaltar (heute noch in allen Indianerhütten vorhanden) unter Verbrennen von Räucherwerk das „Fleisch Gottes". Die Berauschten hatten farbige Träume und gerieten zum Teil in religiöse Ekstase, in der sie die Jungfrau Maria und andere Heilige zu sehen glaubten. Einige erlangten hellsichtige und prophetische Fähigkeiten und ließen sich hemmungslos ausfragen. Die Pilzfeiern dienten somit religiösen, medizinischen und juristischen Zwecken. Da sie streng geheimgehalten wurden, hat sich ihre Tradition bis zum heutigen Tage erhalten, ohne daß die wissenschaftliche Welt davon erfuhr.

Erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts wurde bekannt, daß in den abgelegenen Gebieten der mexikanischen Sierra noch immer verschiedene „magische Gifte" (V. A. Reko 1949) bei indianischen Zeremonien verwendet werden. Die bekanntesten sind das „toloachi" (aus einer *Datura*-Art gewonnen), das „Ololiuqui" (die Samen des Windengewächses *Rivea corymbosa*) und das Mescalin des „peyotl" (der Kaktus-Art *Lophophora Williamsii*), die alle psychotrope Wirkungen haben. V. A. Reko erwähnt auch den Genuß von „heiligen

Pilzen", die er — wohl auf Grund der Forschungen von Bl. P. Reko — u. a. mit dem mexikanischen Fliegenpilz (*Amanita muscaria* var. *mexicana*) identifiziert.

Der Fliegenpilz hat als Rauschmittel eine weltweite Verbreitung gehabt, so bei den Samojeden, Tungusen, Kamtschadalen (Akas?) und Korjaken. Besonders die letzten sollen noch heute stets einen kleinen Vorrat getrockneter Pilze bei sich tragen, um sie entweder zu kauen (als Ersatz für Kautabak) oder ein berauschendes Getränk daraus zu brauen. Forschungsreisende haben wiederholt bei den auf Kamtschatka lebenden Eskimos nach Fliegenpilzgenuß außergewöhnliche Körperleistungen beobachtet. Da die Wirkstoffe, anscheinend kaum verändert, mit dem Harn ausgeschieden werden, soll es unter diesen primitiven Völkern üblich sein, den eigenen „Pilzharn" zu trinken und sich damit erneut zu berauschen. Selbst Rentiere können rauschgiftsüchtig werden, indem sie mit Vorliebe den Harn der Pilzberauschten saufen (Lewin 1962).

Den Skandinaviern war der Gebrauch von Pilzen als Rauschmittel ebenfalls seit langem bekannt, entweder bereits der Urbevölkerung oder zumindest infolge einer späteren Berührung mit asiatischen Stämmen. Die Berserker (altnordisch „Bärenhäuter"), Krieger mit übermenschlichen Kräften, die etwa vom 9. bis 12. Jahrhundert n.Chr. als eine Art Leibgarde nordischer Könige fungierten und für besonders gefährliche, Mut erfordernde Unternehmungen eingesetzt wurden oder auch einfach als tollkühne Banditen das Land unsicher machten, waren aller Wahrscheinlichkeit nach zeitweilige „Pilz-Psychotiker". Die Symptome der Fliegenpilzvergiftung ähneln der Berserkerwut (norw. „berserkergang"): Auslöschung der Persönlichkeit, Hemmungslosigkeit (psychogener Mut), momentane Steigerung der körperlichen Kräfte mit (später) nachfolgendem Erschlaffungszustand, Unempfindlichkeit gegen körperliche Schmerzen, Sinnestäuschungen (vgl. die in nordischen Mythen häufig erwähnten „Augenverblendungen"!), Erregungszustände. Nach jüngsten amerikanischen Forschungen (Howard D. Fabing, vgl. Lewin 1962!) entstehen diese Effekte weniger durch das Muscarin, sondern durch eine atropinartige Substanz.*



Psilocybe Aztecorum am natürlichen Standort; Popocatépetl, 3700 m. — Aufn.: S. Knecht.

* In Skandinavien wurde das Rauschmittel frühzeitig durch den Met verdrängt, ähnlich wie neuerdings in Sibirien der „Muchamortrank" (= Fliegenpilztrank) durch den Branntwein. Außerdem wurde mit Einführung des Christentums in Nordeuropa das als „heidnisch" angeprangerte Berserkertum verboten und durch das isländische Recht mit Strafe bedroht.

Möglicherweise hängt auch das bei den Malaien der Sundainseln (in Singapur usw.) heute selten gewordene „Amoklaufen" (vom malaiischen meng-âmok = „in blinder Wut töten", bzw. „verdunkelter Blick, Raserei") mit einer akuten Geisteskrankheit zusammen, bewirkt durch einen „Pilzrausch". Denn die Symptome ähneln ebenfalls dem Berserkergang bzw. einer Vergiftung durch eine Droge des Fliegenpilzes.

Ob die Pilzpsychose einiger mexikanischer Indianerstämme (ebenfalls) asiatischer Herkunft ist oder sich autochthon in der Neuen Welt entwickelte, bleibe dahingestellt. Schon W. Safford (1915) hatte auf die mexikanischen Zauberpilze aufmerksam gemacht, die E. Schultes (1937—1940) wie auch später R. Singer (1949 und 1958) der Familie der *Agaricaceae* zuordnete. Keiner der genannten Autoren wurde zu einer indianischen Pilzzeremonie zugelassen. Dies gelang — inspiriert durch die Beobachtungen des Anthropologen Weitlaners (1936) — als den ersten Nichtindianern dem Ehepaar Wasson (New York) und später u. a. dem Mykologen R. Heim (Paris) in dem mazatekischen Bergdorf Huautlá de Jiménez. In mehreren Expeditionen (1953—1959) konnten sie zahlreiche Sorten „magischer Pilze" sammeln und sie z. T. als neue Arten beschreiben: Alle gehören zur Familie der *Agaricaceae* und zwar zu den Gattungen *Psilocybe* (11 Arten), *Stropharia* (1 Art) und *Conocybe* (1 Art).

M. Zenteno, T. Herrera (Mexico D. F.) und R. Heim (Paris) gelang es, die Rauschpilze im Laboratorium zu züchten (1956—1959). D. Nieto (Mexico D. F.) und R. Heim führten mit diesen Laboratoriumspilzen Reihenversuche an Studenten durch, um die somatischen und psychogenen Effekte zu erforschen (1957—1959). A. Hofmann und Mitarbeiter der Sandoz-A.-G. (Basel) konnten schließlich aus den Kulturen von *Stropharia cubensis* und *Psilocybe mexicana* mit Hilfe chromatographischer Trennungsverfahren zwei psychotrope Wirkstoffe isolieren, das Psilocybin und das Psilocin (1958/1959). Beides sind Indolderivate, die in ihrer molekularen Struktur dem aus dem Mutterkorn (neuerdings auch aus der mexikanischen Zauberdroge des Ololiuqui, 1961) gewonnenen LSD 25 (= Lysergsäure-Diäthylamid) ähneln; ebenso sind die psychisch-somatischen Symptome einem Mescalinrausch vergleichbar. Da mit den neuen Wirkstoffen schizophrenieartige Effekte erzielt werden, machte A. M. Quétin, eine Schülerin von R. Heim, Versuche an Normalen und Geisteskranken (1960), die vermuten lassen, daß verschiedene Geisteskrankheiten organischer Natur sein können. Psilocybingenuß ergab bei den Patienten (vorübergehende) Besserung der Krankheit und ist eine diagnostische Hilfe für den Arzt. Ebenso konnte D. Nieto (1961) durch Einnahme von Trifluoromazin bzw. intravenöse Einspritzung von Supledin die Effekte von *Stropharia cubensis* und LSD 25 hemmen und sogar völlig unterbinden.

B. Erlebnisbericht der mazatekischen Pilzzeremonie (Südmexiko)

Es war eine halbe Stunde vor Mitternacht, als ich mich auf einem vom Regen aufgeweichten Pfad zu einer strohgedeckten Hütte tastete, die in dieser Nacht eine Art „Kultraum" für einen in dieser Gebirgsgegend seit urdenklichen Zeiten ausgeübten „Pilzritus" sein sollte. Gestern hatte ich hoch droben in den Bergen die weise Frau Sa-Bi (Maria Sabina) in ihrer Hütte aufgesucht; sie ist die bisher erste und einzige „Chiné", die „farbige Träume" an Fremde verkauft. Ihre Klugheit, aber auch die Verlockung des Geldes, mag sie seit dem Besuch des Ehepaares Wasson veranlaßt haben, das eingefleischte Mißtrauen der Indianer gegen Weiße und Mestizen zu überwinden und die uralten, streng gehüteten Geheimzeremonien zu „veröffentlichen". Sie gilt bei den Ihren als eine Art Verräterin, welche die „von den Dämonen besessenen Weißen", die „Gott nicht kennen, durch den Pilzgenuß mit Gott in Kontakt kommen läßt" (wörtlich nach Äußerungen von mazatekischen Indianern). Diese seltsame Deutung, die sicherlich auf die altindianischen Kommunionsriten mit „teonanácatl", dem „Fleisch Gottes", zurückgeht, ist für das Verständnis des „Pilzkultes" wichtig und beweist, daß die Indianer ihn keineswegs aus Rauschgiftsucht betreiben. Die Verquickung mit mythisch-religiösen Vorstellungen zeigt sich auch in der landesüblichen — christlich umgedeuteten — Ansicht, daß die Pilze der mit dem Blute Christi getränkten

Erde entsprossen seien. Christus selbst habe sie mit übernatürlichen Kräften ausgestattet und den armen Indianern geschenkt, um ihre Kranken zu heilen, den Gesunden die Schönheiten des Paradieses zu zeigen oder in irgendwelchen Schwierigkeiten zu helfen — sei es, einen Diebstahl aufzudecken, eine Nachricht von einem fernen Verwandten zu erhalten oder mit den Geistern der Verstorbenen in Verbindung zu kommen. Aus religiösen Gründen werden die Pilzzeremonien vorwiegend sonntags „zelebriert" — aber nur während der Regenzeit, wenn die Pilze wachsen. Diese haben, wie mir die „Chiné" sagte, ihren besten magischen Erfolg, wenn sie in den ersten Tagen des wachsenden Mondes gepflückt werden, bis zum dritten Tage nach Neumond.

Als ich die Hütte betrat, deren Boden mit einer „petate" (einer indianischen Schlafmatte aus Palmgeflecht) ausgelegt war, erkannte ich im flackernden Schein einer Kerze die kniende, statuenhafte Gestalt der „Chiné", im Gebet versunken. Ein dunkles Umschlagetuch bedeckte das weiße, mit roten Vögeln und Blumen bestickte „Huipil" (indianisches Frauenobergewand). Hinter der Zauberin ihre erwachsene Tochter und ihre beiden Söhne, die als „Ministranten" mitwirkten und am heutigen Sonntag der Mutter beim Pilzesammeln geholfen hatten. Auf der gegenüberliegenden Seite hockte Gustino, ein 13-jähriger Indianerjunge, noch zu jung nach mazatekischer Sitte, um an der „Pilzkommunion" teilzunehmen. Er war als spanisch-mazatekischer Dolmetscher bestellt; denn Sa-Bi sprach, wie die meisten ihres Volkes, nur ihren indianischen Dialekt. Mit ihr, die die Zeremonie leitete und die Effekte der Teilnehmer überwachte, war eine Verständigungsmöglichkeit vonnöten. Wenn es vielleicht auch ein gewisses Wagnis war, sich ohne „wissenschaftliche Vorbereitung" und ärztliche Beobachtung in die Gewalt der indianischen „weisen Frau" zu begeben, so war ich dafür völlig unbeeinflußt. Die einzigen Instruktionen über den Verlauf und die Folgen der Pilzfeier hatte ich von der „Chiné" selbst erhalten: Wenn man mit Hilfe unseres Herrn „Santo Christo" und anderen Heiligen (Göttern), die sie um Beistand für ein unfallfreies, wahrheitsgemäßes, lügenfreies Gelingen der Zeremonie anrufe, herrliche Dinge zu sehen beginne, würde gleichzeitig der Körper von großer Schwäche befallen. Etwa vier Stunden dauere das Ganze, dann folge ein heilender Schlaf, und alle Schmerzen und unguten Stimmungen seien vorbei. Nur wirklich böse Menschen hätten schreckliche Gesichte und würden von bösen Geistern geplagt. Nach acht Tagen fühle man sich „wie ein neuer Mensch", doch dürften Eheleute fünf Tage lang nicht zusammenkommen.

Ich schlüpfte in meinen Schlafsack, stellte neben mich meine Schuhe und die Tasche mit den Kameras und dem Blitzgerät und beobachtete genau alle Vorgänge, ehrlich gesagt: mit etwas „Lampenfieber". Was würde diese „indianische Walpurgisnacht" bringen?

Es herrschte völliges Schweigen ...

Sa-Bi schien in eine Wolke von Geheimnis gehüllt. Ihr kupferbraunes Gesicht zeigte keinerlei Mienenspiel. Ruhig legte sie das Copálharz auf die Räucherschale, einen alten Ölkanister. Sogleich verbreitete sich mit den zarten Rauchschleiern ein weihrauchartiger Duft. Die Zauberin hielt die Pilze über die Räucherflamme und erflehte ihren Segen. Dann erhielt ich auf einem großen Blatt die mir zugedachte Pilzdosis gereicht. Ich wußte, es waren fünf Paar — nicht etwa zehn Stück —, und wahrscheinlich beruht die indianische Zählung in Paaren auf der Vorstellung einer bi-sexuell erzeugten magischen Kraft der Pilze. Sie waren etwa von der Größe unserer heimischen Schwefelköpfe, schwärzlich-grau und selbstverständlich roh. Ich drängte den Gedanken zurück, daß sie von ungewaschenen Indianerhänden gepflückt und im Kopftuch der Frau in diese Hütte getragen waren. Ich überwand mich und aß langsam meine Ration auf. Sie schmeckten zunächst nicht unangenehm, doch beim Kauen machte sich dann ein bitterer Geschmack bemerkbar *.

---

* Die Versuche im Instituto de Estudios Medicos (Ciudad Universitaria Mexico D. F.) hatten ergeben, daß nur zerkaute und gründlich eingespeichelte Pilze psychotrope Effekte zeitigen; die Rauschdroge bleibt wirkungslos, wenn die Pilze zerstampft und mit einem Getränk eingenommen werden (Nieto 1959). Die wirksame Dosis entspricht etwa 100 g frischen oder 10—12 g getrockneten Pilzen. — Nach Aussagen der „Chiné" hatte sie von den fünf bis sieben bekannten Arten magischer Pilze diesmal zwei bis drei Sorten gefunden (siehe Fußnote S. 73!):

Ich erhielt die Erlaubnis, gleich zu Anfang ein paar Blitzlichtaufnahmen zu machen — ein bemerkenswertes Zugeständnis, das schon Wassons Begleiter A. Richardson durchgesetzt hatte; denn alle Indianer, insbesondere die „Brujos" (Zauberer), haben eine abergläubische Abneigung gegen das Photographieren. Dann wurde die Kerze gelöscht. Feierliche Stille. Nur der Regen prasselte vernehmbar. Die „Chiné" hatte gesagt, helles Licht und starke Geräusche müßten während der Zeremonie vermieden werden, da sie bei den Teilnehmern Verrücktheit erzeugen könnten. Ich schloß die Augen . . .

Nach einiger Zeit tauchen (bei geschlossenen Augen) vor schwarzem Hintergrund rote, blaue, grüne und gelbe Linien und Punkte auf, die wie ein Feuerwerk sprühen, in ständiger Bewegung. Da lösen sich aus der Stille einzelne Töne, die zu einer für mich fremdartig rhythmisierten Melodie zusammenfließen. Der Tonumfang überschreitet selten eine Quinte. Ich weiß, daß die Zauberin jetzt ihre Götter und Geister anruft, alle die Heiligen, die über Leben, Tod, Regen, Ernte, Blitz und Winde regieren, die Virgen de San José, die Virgen de Calendaria, Maria Magdalena, den Santo Christo u. a. sowie zwei Mazatekengötter, die nicht wie alle anderen mit Heiligennamen übersetzbar sind. Auch Sa-Bi hat Pilze gegessen *. Ihre fadendünne, klangreine Stimme fällt und steigt in monotonem Singsang, kreist synkopisch um eine Mitte, manchmal sich unendlich wiederholend wie bei einer in derselben Rille laufenden Grammophonplatte — eine Litanei, die sicherlich heiltherapeutische Bedeutung hat. Im selben Maße kreisen die farbigen Linien und Punkte um ein Zentrum, manchmal sich zu einem Filigranwerk zusammenspinnend. „Santo Christo, Santo Christo, Santo — Santo — Santo" ertönt es durch die Dunkelheit. Nun wird der schwarze Untergrund goldgelb, durchkreuzt von vielen kleinen schwarzen Strichen; Kaskaden von goldgelben Tropfen, diagonalen und geschlängelten Strichen sprühen auf, legen sich zu schönen Ornamenten zusammen und verschwinden wieder, neue geometrische Fromen in einer nicht beschreibbaren Buntheit, Fülle und Dynamik tauchen auf. (A. M. Quétin — 1960 — schildert in ihrem Selbstversuch mit Psilocybin ein ähnliches Figurenspiel.)

Der Gesang verstummt. Da läßt auch der Linientanz nach. Jemand fängt an zu sprechen und zu lachen. Auch mir kommt alles auf einmal recht lächerlich vor. Eine Schwere zieht in meine Glieder. Ich fühle den Puls: er ist ganz schwach und unregelmäßig. Mein Mund ist etwas trocken, aber ich habe kein Durstgefühl. Durch Gustino läßt die Zauberin fragen, welche Wirkungen sich bereits zeigen. Wenn ich nicht mehr als das bisher Beschriebene sähe, müsse ich noch weitere Pilze essen, läßt sie mir sagen. Aber ich fühle an den physiologischen Anzeichen, daß die Dosis genügte. Mit der Gliederschwere, die ich nach etwa einer halben Stunde empfand, verbindet sich etwas später auch eine Schwere der Zunge, wodurch das Sprechen mühsam wird. Ich bin sehr müde, möchte aber nicht schlafen, um ja nichts zu versäumen. Da wird die Kerze wieder entzündet. Maria Sabina (Sa-Bi) kommt mit einem kleinen Glasgefäß zu jedem der Teilnehmer und reibt in jede Ellenbeuge das St.-Petrus-Pulver. Ich hatte es tags zuvor gezeigt bekommen: Es sind frisch gemahlene Tabakblätter, mit Kalk versetzt und in der Sonne getrocknet. Dieses Pulver soll dem geschwächten Leib Kraft spenden (Absorption von Nikotin?). — Das Licht wird wieder gelöscht. Noch einmal beginnt der Betgesang, eindringlicher und fremdartiger als vorher. Ich weiß, daß Sa-Bi, die bereits durch die Wirkung der Droge in Trance gekommen ist, nun die beiden nicht auf dem christlichen Kalender vermerkten „Santos" anruft, ihre Mazatekengötter. Wieder formen sich geometrische Gebilde zu Ornamenten, sogar zu deutbaren Bildern: übereinandergestaffelte, goldschimmernde Marmorbecken, mit blauen und roten „Azulejos" ausgelegt wie in einem spanisch-maurischen (vor Jahren mehrfach gesehenen) Kalifenschloß!

Zu S. 72: 1. Ndi-ni-sé (oder Ndi-si-to-ni-sé = Engelsvögelchen, wörtl. „Heiliger Pilz der Macht": *Psilocybe mexicana* Heim);
2. Ndi-si-to-ki-schon (oder Ndi-ki-scho = Zusammensturz, Erdrutsch: *Psilocybe caerulescens* var. *Mazatecorum* Heim);
3. Ndi-chi-to-ta-já (auch San Isidro genannt, heiliger Pilz: *Stropharia cubensis* Earle).

* Die gegenüber den zivilisierten Ländern grundsätzlich andere Einstellung des indianischen Arzttums wird hier ersichtlich: die „Curandera" (Medizinfrau) versetzt sich in denselben Zustand wie ihre Patienten und behandelt nicht in objektiver Souveränität, sondern eher in medialer Subjektivität.

Schlaflos wälze ich mich hin und her. Nun wird erneut die Kerze angezündet. Ich schaue auf die Uhr: 2 Uhr morgens, also mehr als zwei Stunden nach Einnahme der Droge, doch ich hatte jedes Zeitgefühl verloren. Ich richte mich auf ... da — die Kerze, die Flamme, die Wand sind farbig! Deutlich erkenne ich, nun bei geöffneten Augen, die Holzmaserung als prächtige Ornamente. Im selben Moment löst sich die Wand in wogende rosa Schleier mit schwarzer Querstrichelung auf. Der Raum beginnt zu wachsen und sich nach oben und hinten zu dehnen, ebenso der Tisch. Ich betrachte die Tasse — sie hat sich in ein mit farbigen Ornamenten geschmücktes weißes Gefäß verwandelt, der danebenstehende Kanister in eine herrliche Amphore. Deutlich sehe ich: Am oberen Rande rotbraune, darunter sanft geschwungene, jadegrüne Linien von hieroglyphenartiger Wirkung, zu unterst heller Grund mit zarten Punkten und Strichen verziert. Neben dem Tisch ragte ein farbiger Stab, der sich vor meinen Augen verlängert und gegen mich verbeugt. Allerlei undefinierbare Dinge, wunderlich anzusehen, wogen auf und nieder. Ich denke: Jetzt beginnen die Halluzinationen! (Zunächst sind es noch Illusionen). Ich richte mich noch mehr auf, um besser sehen zu können. Die Hütte hat sich in einen Palast verwandelt mit zart-pastellfarbenen violetten, grünen, gelben und rosa Tüllwänden, die sich wie unter dem Hauch eines sanften Nachtwindes bewegen. Der Tisch wird eine Art Aquarium. Kristallklare, plattgedrückte, eng aufeinandergeschichtete Dinge erkenne ich, die wachsen, schwellen, fischartig werden. Die schwarze Türöffnung weitet sich nach hinten zu einer großen Bühne. Auch hier wogen Schleier, die mit den Farben und Formen meines „Palastes" in geschmackvoller Weise harmonieren. Mitten in dieser unendlich tief erscheinenden „Bühne" schwebt plötzlich eine riesenhafte goldene Scheibe, die von grauvioletten, stalaktitenartigen Säulen und kleineren Kugeln von links nach rechts umkreist wird. „Weltenschöpfung", denke ich*.

Die grauschwarze Zimmerdecke ist von einem Netzwerk farbiger Striche durchzogen. Im Rahmen der Hüttentür erkenne ich eine smaragdgrün eingefaßte Raute, in ihrer Mitte vier ineinandergefügte Ringe, ebenfalls leuchtend grün (in Wirklichkeit ein schmutziggraugrünes Fliegengitter), durch die dunkelrote und blaue Punkte und Striche tanzen. Auch draußen gibt es das gleiche farbenprächtige Feuerwerk. Der Himmel hat sich golden aufgelichtet — Wetterleuchten? — und ist von farbigem Funkenregen durchsprüht. Der Rhombus an der Tür ist das einzige ruhende Gebilde an dieser Längsseite. Denn dort steigen pausenlos maskenartige Köpfe empor mit dunklen Augenhöhlen, platten oder schlanken Nasen, hoher Stirn — dunkelbraun — und einem elfenbeinfarbenen „Kinn" ohne Mund. Seitwärts hängen weiße Strähnen herab wie Haare oder die Haubenflügel einer Nonne. Alle diese Masken wandern nach rechts oben in die Zimmerecke, wo sie sich versammeln und entweder ihre Formen wechseln oder sich am horizontalen Dachbalken zu einem Deckenfries gruppieren: Eine Reihe stilisierter Köpfe, meist in Profilansicht, als Flachrelief — könnte altindianisch oder ägyptisch sein. Mein Blick schweift zurück zur Schmalwand. Voll Entzücken weide ich mich an dem Anblick einer abstrakten Farbenkomposition: Violett, Goldgelb, Rot und aparterweise Grau-Schwarz formten sich zu einem gegenstandslosen Bild, das ich am liebsten „abgemalt" hätte. Ob die Maler auch ihre Werke zunächst visionär schauen, bevor sie „verirdischt" werden? Ich betrachte mein Gemälde — es hat bereits neue Formen und Farben angenommen. Nichts ist beständig. Am Fensterrahmen steigt von unten nach oben ein bräunliches Gebilde mit einem Querarm hoch; deutlich glaube ich den Gekreuzigten (eine Kleinfigur von etwa 30 cm) zu erkennen — natürlich: die Zauberin hatte ja vorhin ständig „Santo Christo" gesungen! Meine Augen wissen nicht, wohin sie zuerst schauen sollen. Die „Bühne" ist jetzt leuchtend blau, von roten und gelben Schleiern durchwogt ... wie im „Faust", 1. Akt: „Beschwörung des Erdgeistes"! Ich blicke an mir herab: Ganz deutlich erkenne ich Schlafsack, Decke, Schuhe, Tasche. Ich fühle, ob die Kameras noch dasind. Dann strecke ich mich aus und schaue über mich nach oben. In etwa 1,50 m Höhe hängen allerlei Säcke. Wie ich sie mir genauer betrachte, lösen sie sich zu meergrünen Schleiern auf, und die silbern schimmernde Wand sowie ein sanft hin- und herschwingender Stab sind über und über von wimmelnden Tierchen bedeckt, die bis zum

* Mein Denkvermögen war klar, eher geschärft, so daß ich alle Effekte objektiv registrieren konnte.

Tüllsack herabklettern — brr, Ameisen oder Termiten? Beklommen wandert mein Blick abwärts, ob die Tierchen vielleicht schon meinen Kopf erreicht haben. Nein, hier nicht. Dort oben, ja. Also auch Halluzinationen! Ich blicke zu meinen schlafenden Nachbarn hinüber, den beiden Indianerburschen, die gemeinsam unter einer schwarz-rot gestreiften Serape (südamerikanischem Poncho, indianischem Männerüberwurf) liegen. Wie die ruhige Dünung eines Meeres bewegen sich diese Streifen. Jetzt erkenne ich deutlich ein Gesicht in der weißen Hose, sogar einen ganzen Kopf. Bin ich schizophren (ich denke klar dieses Wort)? Besorgt mustere ich meine Schuhe dicht neben mir und die Tasche. Die haben ihre ursprüngliche Form behalten. Ich registriere: Alle nahen Gegenstände sind „normal" geblieben, alle über 0,50 m bis 1,50 m entfernten sind illusionär umgestaltet oder gefärbt.

Das Licht wird gelöscht. Ich knipse meine Taschenlampe an. Überall, wo der Focus hintrifft, tauchen Bilder auf, manchmal phantomhafte oder zart-rosafarbene, weiße Gesichter. Einige sind eher Fratzen mit vier Augen, schiefen Nasen, runzligen Wangen, ohne Mund (er fehlt überall oder ist nur schwach angedeutet). Lächelnde, böse und gute Augen — sind das die Geister der Spiritisten? Ich zitiere „Faust" oder Picassos abstrakte Farbkompositionen — es sprudeln Gedanken und Bilder durcheinander. Das sollst du später alles niederschreiben? Unmöglich — viel zu viel, zu schnell, zu schön — kann man gar nicht beschreiben! Wenn die Indianer solche schönen Visionen haben, brauchen sie wirklich kein Kino oder Fernsehen. (Immer wieder mache ich gedankliche Kommentierungen.) Was sieht jetzt die Zauberin? Sie liegt noch immer — in ihr dunkles Tuch gehüllt — schweigend da. Als ich sie anleuchte, steigen über ihr farbige Gebilde hoch. Der ganze Raum ist von „Geistern" erfüllt, sobald ich mit der Lampe Licht gebe. Jegliche Zeitvorstellung fehlt. Und doch sehe ich auf die Uhr und rechne, wie lange ich schon hier sei: vier Stunden — es hätten auch vier Monate sein können . . .

Die anderen drei Teilnehmer zogen ab. Deutlich sah ich, wie sich die „Chiné" erhob und sie mit dem üblichen Indianergruß — Berührung der gestreckten Handfläche — verabschiedete: „schta — nlanga" (= leb' wohl!). Nun war ich mit den fünf Indianern allein. Ungestört konnte ich mich dem farbigen Schauspiel hingeben. Da sah ich plötzlich den einen der Burschen sich aufrichten und mir winken. Ich erschrak und war gleichzeitig furchtlos: Hier mußt du weg, die Burschen haben vielleicht keine Pilze gegessen! Ich erhob mich und spürte eine große Schwäche, riß aber meine ganze Energie zusammen, packte meine Sachen und tastete mich aus der Hütte. Wie ich den Ausgang zur Hauptstraße fand, über eine glitschige Treppe, vorbei an Hühnern, Schweinen und bellenden Hunden, ist mir rätselhaft. Die Straße hatte sich durch den Regen in Schlamm und Wasserlachen verwandelt. Eine Meute kläffender Köter umzingelte mich. Ich leuchtete ihnen in die Augen. Feige zogen sie sich zurück. Bald merkte ich, daß ich die Orientierung verloren hatte. Ich erkannte eine hockende, weiße Gestalt: Ein Phantom? Oder ein Indio? Wieder Hundegebell. Meine Tasche lastete schwer. Die Zunge war knochentrocken, ich begann vor Aufregung zu schwitzen. Aber ich bekämpfte die Angst und überlegte, was ich zu tun hätte, wenn ich mich nicht nach Hause fände . . . Da sah ich im selben Augenblick meine Wohnung (es war mir freundlicherweise im INI ein Raum zur Verfügung gestellt worden). Vorsichtig öffnete ich das Vorhängeschloß — ich war gottlob im Trocknen! Ich sah auf die Uhr (6.15 Uhr) und leuchtete wie zum Scherz gegen die Wand: Voll Staunen sah ich erneut Phantome hochsteigen, wieder mundlose Gesichter. Unmittelbar neben mir zeigte sich an der Wand eine riesige Zelle, in der es wie von Chromosomen wogte: Die Zelle streckte sich unter Bildung langgezogener weißer Wülste; von ihrem Inneren gingen Strahlen aus wie silberne Spinnenfäden. Nun war ein wohlgeformter gelber Apfel entstanden; das Innere verwandelte sich zu einer Sonne, die von zwei Mondsicheln umfaßt war, und die Strahlen des blaßgelben Sonne-Mond-Gestirns überzogen aurenhaft fast die ganze kahle Wand neben meinem Bett . . .

Anschließend sank ich in traumlosen Schlaf (etwa 6.30 Uhr) und erwachte 9.30 Uhr ohne jede Katerstimmung oder besondere Müdigkeit. Ich hatte keinerlei Nachwirkungen.

C. Besprechung des Selbstversuches

Bei der Durchsicht des einschlägigen Schrifttums decken sich im großen und ganzen die somatischen und psycho-sensorischen Effekte meines „Pilzrausches" mit denen der Autoren, auch wenn Unterschiede vorhanden sind. Die somatischen Wirkungen sind komplex, u.a. scheint eine Beeinflussung des sympathischen Nervensystems zu bestehen. Während viele Versuchspersonen unter Durst (z.T. auch Hunger), Lach- und Brechreizen litten, konnte ich (wie übrigens auch die meisten Indianer) solche Effekte nicht feststellen (außer einer vorübergehenden Phase der „Lächerlichkeit"). Mit einer allgemeinen Körperschwäche, besonders der Gliedmaßen, ging eine erschwerte Wortformulierung (vgl. „Lallen" von Alkoholberauschten und Epileptikern!) parallel, doch war das Denkvermögen ungestört, eher aktiviert.

Als psycho-sensorische Phänomene setzten nach einer halben Stunde ein:

I. bei geschlossenen Augen zunächst vor dunklem, später vor aufgehelltem Grund in ständiger Bewegung befindliche bunte geometrische Gebilde (Punkte, Striche, Kreuze, Kreise, Drei- und Vierecke, Spiralen usw.), die sich teilweise zu Ornamenten zusammenfügten. Es scheint eine Beziehung zwischen dem „kreisenden" Singsang und den rotierenden Formgebilden zu bestehen, aber wohl nicht als Synästhesie.

Nach etwa zwei Stunden bei geöffneten Augen:

II. Illusionen als

1. Änderung der räumlichen Formen (Zusammendrängung und Verlängerung der Gegenstände);
2. Änderung der räumlichen Beziehungen (nahe Gegenstände von etwa 50—80 cm Abstand behielten ihre natürliche Distanz und Größe, während weiter entfernte Dinge ihre Dimensionen verschoben — alles in Bewegung;
3. Konsistenz der Dinge (Wände, Säcke u. a. lösten sich in wallende Schleier auf);
4. „Euphorisch geprägte" Verwandlung vorhandener Dinge (Ölkanister zur Amphora, Stock zum Szepter, Hütte zum Palast);
5. Änderung oder Intensivierung der Farben (der unscheinbar graugrüne Rahmen des Fliegengitters wurde leuchtend jadegrün, die weißgestrichenen oder rohgemaserten Wandbretter erhielten farbige Muster, die weiße Tasse und Kerze ebenso);
6. Statik wurde zur Dynamik (die „Schleierwände" wallten hin und her, der Stock bebewegte sich wie von Geisterhänden bedient, der Umwurf mit seiner Längsstreifung hatte eine „Dünung"; der Bewegungsrhythmus war einem „Atmen" vergleichbar. Reale Bewegungen ließen sich von diesen halluzinatorischen unterscheiden, z. B. hin- und hergehende Personen).

III. Halluzinationen (nur bei offenen Augen)

als Transmutation von Gedanken, früher Gesehenem oder Gehörtem und als Neuschaffung von Farben und Gebilden —

1. von Farben:
   a) vergl. II, 5!
   b) abstrakte Farbkompositionen schwebten beziehungslos zur Umgebung und waren in ihren Formen nur ausnahmsweise deutbar. Alle Farben waren „geschmackvoll" aufeinander abgestimmt, im allgemeinen zart-pastell, seltener intensiv-leuchtend; auch ein Violettgrau fand sich unter diesen „Farbenstudien", die im „Zeitlupentempo" wechselten, in schlierenartiger Durchdringung und Umspielung der Farben. Teilweise Wirkung wie „abstrakte Gemälde".

2. von Phantomen:
   a) (hochsteigende) maskenhafte Köpfe, stets nur weißlich-rosa oder elfenbeinfarbig, in z. T. monstrenhafter Form (schiefe Nase, vier Augen, vgl. Quétin-Heim 1960/61!) oder statuar stilisiert (vgl. Wasson 1957!);
   b) Kruzifix (verzögerte Synästhesie durch den Betgesang?);
   c) auf- und niederkrabbelnde Tierchen;
   d) sonstige Gebilde.

IV. Weitere Effekte:

Nach Quétins Einteilung der Rauschzustände in eu- und dysphorische Typen gehört der meinige zur ersten Gruppe: Ich fühlte mich die ganze Zeit über angenehm und betrachtete die Erscheinungen wie eine Kinovorführung, die ich gedanklich kommentierte, ohne daß ich „wertete". Weder Lachzustände, noch Furcht oder Niedergeschlagenheit wie in 75 % der von Quétin untersuchten Fälle. Erlöschen des Zeitgefühls (wie im Schlaf), obwohl die Uhrzeit registriert wurde. — Nicht übermäßige Entpersönlichung, jedoch Personenspaltung. Gesamtdauer etwa sieben Stunden (normal vier Stunden), aber die Drogenwirkung setzte relativ spät ein (nach zwei Stunden die Halluzinationen) und konnte nach ca. fünfeinhalb Stunden (mit Willenseinsatz) unterbrochen und nach „aufregendem" Heimweg fortgesetzt werden; dann nur noch schwache Farbeffekte und erlöschende Dynamik.

Intensionsreihe unter dem Einfluß der Rauschpilzdroge:

Gliederschwere, schwacher Puls — bei geschlossenen Augen farbige, bewegte geometrische Strukturen — lächerliche Stimmung, allgemeine Müdigkeit und körperliche Schwäche, schwere Zunge (Sprachlücken) — Illusionen und Halluzinationen mit starker Betonung von Farbe und Bewegung, verbunden mit euphorischem Gemütszustand — Nachlassen der Reaktionen (Heimweg, trockener Mund) — verblaßte Farben, Nachlassen der Dynamik, Einschlafen.

D. Biographisches über die „Pilzpriesterin"

Die wissenschaftliche Erforschung der Pilzdrogen hätte ohne die Mitwirkung dieser Indianerin, die ihr Leben in den „Dienst der heiligen Pilze" gestellt hat, wohl schwerlich so rasche Erfolge gehabt. Ihre „Biographie" ist deshalb erwähnenswert (aus Gesprächen — gedolmetscht — ohne Gewähr):

Maria Sabina, auf mazat. Sa-Bi, ist heute (1962) etwa 60 Jahre alt. Seit ihrem sechsten Lebensjahr kennt sie die heilende Wirkung der Pilze — erstmals, als sie mit einer „Curandera" (Medizinfrau) für einen kranken Onkel beim Pilzesuchen helfen mußte. Heilung des Onkels durch eine Pilzzeremonie. Bei Schmerzen (vor Hunger) während der Regenzeit häufiger heimlicher Pilzgenuß bis zur Heirat (14 Jahre). Nach indianischer Sitte ist für Verheiratete die Teilnahme an den Zeremonien nicht erlaubt, ebenso wie Kindern vor der Pubertät*. Nach dem Tod des ersten Mannes Wiederbeginn des Genusses der Pilze bis zur zweiten Verheiratung. Nach dem Tod des zweiten Mannes wird sie krank und heilt sich mit Pilzen. Von nun an konsultiert sie Kranke und hilft — unter Einfluß der Droge hellsichtig und prophetisch geworden — zur Aufdeckung von kriminellen Fällen oder bei der Beratung des Stammes. Bei den „Auftraggebern" (Kranken und Gesunden) wendet sie „tiefenpsychologische" Methoden an und bringt die Leute vor und während des Pilzrausches zum Reden; Beeinflussung auch mit suggestiven Kräften.

* Wenn Kinder vor der Pubertät und Ehepaare den Pilzgenuß möglichst meiden sollen (diese bei Enthaltung von mindestens fünf Tagen nach der Zeremonie), so könnte dieses Gebot auf eine alte empirische Erkenntnis zurückgehen. Es wäre zu untersuchen, ob irgendein Einfluß auf die Keimzellen nachweisbar ist.

Wenn diese Frau — wie auch viele andere Indianer — jahrelang während der Regenzeit ohne nachteilige Folgen und ohne die Gefahr der Süchtigkeit die „magischen Pilze" zu sich nimmt, so ist damit noch nicht gesagt, daß dies für Andersrassige ebenso gilt. Denn die Lebensweise der Indianer ist einfach und natürlich, Neurosen sind unbekannt; und die Pilze werden nicht aus Lebensflucht und zur Vortäuschung eines angenehmen Daseins gegessen, sondern sind ausschließlich in den Dienst des Kultus und der Heilkunde gestellt.

Literatur:

Delay, J., und Mitarbeiter: La Psilocybine. Actions psychologiques et therapeutiques. — Presse Médicale **49**; 1959.

Delay, J., und Mitarbeiter: Les effets somatiques de la Psilocybine. — Ann. Méd.-Psycholog. **5**; 1959. Dort Literaturangaben dieser Autoren!

Heim, R.: Notes préliminaires sur les Agarics hallucinogènes du Mexique. — Rev. de Mycol. XXII/1—2; Paris 1957.

Heim, R.: Les actions nerveuses provoquées par les champignons. — Science et Nature **29**; 1958.

Heim, R.: La Psilocybine en Psychiatrie et au-delà. — Rev. de Mycol. XXVI; Paris 1961.

Heim, R., Hofmann, A., und Mitarbeiter: Nouvelles observations sur les Agarics hallucinogènes du Mexique. — Rev. de Mycol. XXII/3 und XXIII/1—2; Paris 1957/58. Dort ausführliche Literaturangaben!

Hernadez, F.: De historia plantarum Novae Hispaniae, II. — Rom-Madrid 1790.

Hofmann, A., und Cerletti, A.: Über Ololiuqui, eine mexikanische Zauberdroge. — Dtsch. Med. Wochenschr. **86**; 1961.

Lewin, L.: Gifte und Vergiftungen (Lehrbuch der Toxikologie). — Ulm 1962.

Nieto, D.: Psicosis experimentales. Efectos psiquicos del hongo *Stropharia cubensis* de Oaxaca. — Neurol.-Neuroc. Psiquiatria I/1; Mexico D. F. 1959.

Nieto, D.: Experimentos de bloqueo de las psicosis experimentales. — Neurol.-Neuroc. Psiquiatria II/2; Mexico D. F. 1961.

Quétin, A. M.: La Psilocybine en Psychiatrie clinique et expérimentale. — Fac. de Méd. de Paris, Thèse p. le Doct. en Méd.; 1960.

Reko, V. A.: Magische Gifte. — 3. Aufl., Stuttgart 1949.

Safford, W., in Bot. Soc. Washington (1915) und J. Hered. **6**; 1915.

Sahagún, B.: Historia general de las cosas de Nueva España, III. — Mexico; Dtsch. Übers. von E. Seler: Stuttgart 1926/27.

Schultes, E.: Plantae mexicanae, II. — Bot. Leaflets, Harv. Univ. **4**, **5**, **7**; 1937 und 1939, Americ. Anthropolog., nouv. sér. **42**; 1940.

Singer, R.: Mycological investigations on teonanácatl, the Mexican hallucin. mushroom, II. — 1958. Dort Literaturangaben dieses Autors!

Wasson, V. P. und R. G.: Mushrooms, Russia and History, I./II. — Pantheon books; New York 1957.

Wasson, V. P. und R. G.: En busca del hongo magico. — Life en español; VII. 1957 (mit Aquarellen der Rauschpilze von R. Heim).

Zenteno, M., und Herrera, T.: Hongos alucinantes de Mexico. — Sobr. de los Anal. del Inst. de Biol. XXIX/1,2; 1959.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Zeitschrift für Pilzkunde

Jahr/Year: 1962

Band/Volume: 28_1962

Autor(en)/Author(s): Knecht Sigrid

Artikel/Article: Magische Pilze und Pilzzeremonien 69-78